

Verhör und Verhaftung in Marienwerder durch die Gestapo von Allenstein

Im Konzentrationslager Dachau lernte Kaplan Dresbach im Zusammensein mit Pater Kentenich die persönliche Lebensgeschichte im Lichte des Vorsehungsglaubens zu betrachten. Nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager wurden ihm die Verhaftung in Marienwerder und ihre Vorgeschichte und der Gefängnisaufenthalt in Allenstein zu einem besonders wichtigen Betrachtungsstoff. Am Fest des Unbefleckten Herzens Mariens am 09.06.1945 begann er darüber eine Niederschrift, die er um den 08.12.1972 noch einmal überarbeitete. Sie ist abgefaßt in der Form eines Zwiegesprächs mit der Gottesmutter, von deren Führung und mütterlichem Schutz er tief überzeugt war. Hier soll davon ein verkürzter — zum Teil nur sinngemäßer — Auszug wiedergegeben werden.

Der Bericht beginnt mit einem Rückblick auf die Vorgeschichte der Verhaftung. Kaplan Dresbach begann sich zu erinnern, daß ihn seit Kindertagen *"eine zwar stille, aber unabweisbare Ahnung vom bevorstehendem Kreuz um Christi Willen begleitete. Fast jedes Mal, wenn ich in unserer Borromäus-Bibliothek der heimatlichen Pfarrgemeinde 'Aus fernen Ländern' las oder sonstwie von Verfolgungen der Kirche in längst vergangenen Zeiten hörte oder auch von Bedrängnissen, denen das Reich deines Sohnes heute ausgesetzt ist, überkam mich eine Witterung von bevorstehendem Hineingezogenwerden in derartige Schicksale."*

Deutlicher wurden ihm die vorbereitenden Hinweise in den Jahren des Naziregimes, als in zunehmender Zahl Priester verhaftet und im KZ gefangengesetzt wurden. Ein deutlicher Hinweis wurden ihm Exerzitien bei Pater Kentenich Ende Juli 1940 in Schönstatt, in denen dieser *"ins Bewußtsein brachte, wie wichtig es sei, sich innerlich auf mögliches Kreuz und Leid, auf Verhaftung und Gefangenschaft voreinzustellen..."*

Auch ein Traum wurde ihm zu einem solchen Hinweis. Helli Stritzke aus dem Jugendkreis von Marienwerder erinnerte sich später an einen Besuch Kaplan Dresbachs bei ihr zu Hause: *"Wir plauderten über dies und jenes und Mama brachte das Thema auf Träume, worauf Kaplan Dresbach spontan antwortete: ‚Frau Stritzke, wenn ich an Träume glauben würde, dann müßte ich mit meiner Verhaftung rechnen.‘ Und er erzählte lebhaft und lachend, was er in der letzten Nacht geträumt hatte. Bis ins Detail schilderte er den Besuch der Gestapo, das Verhör, die Durchsuchung, alle Widerlichkeiten bis zur Festnahme. Ich hörte noch Mamas erschütterte Reaktion: ‚Möge Gott davor bewahren, daß sich das erfüllen könnte!‘"*

Kaplan Dresbach schildert seinen Traum von der Verhaftung wie folgt: *"Es muß nicht allzulang nach Jahresbeginn 1941 gewesen sein, als ich nachts einen Traum hatte, der mir bis in Einzelheiten in Erinnerung geblieben ist. Es handelte sich darin um eine der häufigen riesigen Parteiversammlungen oder Volkskundgebungen, die die Nazis liebten. Ich nahm im Traum daran teil und sehe noch vor uns ein riesiges Feld, auf dem hunderttausende Menschen dicht bei dicht stehen und eine der langen ‚Führerreden‘ anhören. Wir, d.h. die Parteiprominenz in verschiedensten Uniformen und ich als Geistlicher erkennbar mitten unter ihnen, befinden uns auf einer sehr breiten Tribüne, von der aus man gut das ganze Feld und die ungeheuere Menschenmenge vor uns übersehen kann. Links von mir ist ein hochragender Aufbau, der eine Rednertribüne darstellt, auf der Hitler steht und redet und schreit. Wir alle hören zu. Auf einmal zieht der Redner eine Pergamentrolle aus irgendeiner Tasche, entrollt sie und liest laut vor, was darauf zu lesen ist. Es handelt sich um einen ausgefeilten Umsturzplan, durch den das ‚Dritte Reich‘ zum Teufel gejagt werden sollte. Nach dem Verlesen rollt er das Papier wieder zusammen und schreit, mit einem Finger auf mich da unten zeigend, daß ich es sei, der diesen Umsturzplan habe. Ich weiß noch gut, wie ich innerlich von dieser Anschuldigung ergriffen werde, wie ich mir sofort bewußt bin, daß es nun mit mir zu Ende geht, und wie ich mich entschliefse, alles auf eine Karte zu setzen. Eine Atempause des Redners abwartend schreie ich, so laut ich vermag, in die Menge hinein, daß ich mit diesem Pamphlet nichts zu tun habe, es*

nicht kenne, nicht verfaßt, nicht geschrieben habe und überhaupt nichts von ihm wisse... Noch dabei, mich zu rechtfertigen, kommen von hinten zwei Männer auf mich zu, fassen mich an der Schulter und führen mich ab von der Tribüne. Wir kommen in so etwas wie einen Hauseingang, der an das Entree eines Kinos erinnert, betreten einen breiten Gang, der dick mit Teppichen belegt ist und dessen Wände bis oben holzgetäfelt sind. Alles ist nur indirekt beleuchtet. Vor uns teilt sich ein Gang nach beiden Seiten, und mir wird bewußt, daß diese Holzvertäfelung in Wirklichkeit Türen sind, hinter denen sich elektrische Stühle befinden. Von rechts vorne kommt jemand wie ein Kinoportier auf uns zu, und zu dem nahe Herangekommenen sagt der Gestapomann, der mich an der rechten Schulter hält, mit dem Finger auf mich deutend — ich fühlte das deutlich —: „Jude!“ Der Portier nickt verständnisvoll, streckt seine Hand aus, um mich sozusagen in Empfang zu nehmen, führt mich auf die Wand vor uns zu, öffnet eine der Holztüren, hinter der ein chromblitzender elektrischer Stuhl sichtbar wird und bedeutet mir, da hineinzugehen und mich dort hinzusetzen. Ich — wie ich den ersten Schritt in diese Richtung tun will — werde wach. Der Traum ist zu Ende.

Am nächsten Morgen war ich tief beeindruckt und noch steht jede Einzelheit des Traumes deutlich vor mir. Ich erzählte ihn unserem Dekan, der sehr ernst wird und sagt: „Mensch, nimm Dich nur in acht!“ Heinz Dresbach erzählt noch, daß ihm erst nach seiner Verhaftung richtig bewußt wurde, daß Gottes vorsorgende Güte ihn auch durch dieses Erlebnis auf kommende schwere Schicksale voreinstellen wollte.

Als Hinweis erkannte er auch seine erste Begegnung mit dem Gerichtsgefängnis in der Kleebergerstraße in Allenstein. An einem Sonntagnachmittag führte ihn der Weg dort vorbei. Er blieb stehen und blickte an den „*hohen, abweisenden Backsteinmauern*“ empor. Er erinnerte sich, daß hinter dem einen oder anderen vergitterten Fenster seine priesterlichen Mitbrüder Dschudzinsky und Pruszkowski und manche andere in langer Haft gesessen hatten, bis sie eines Tages zu einem Konzentrationlager abgeschoben wurden. Es überkam ihn eine Ahnung von kommenden ähnlichen Erlebnissen.

Bei einer anderen Gelegenheit lernte er den Gestapobeamten kennen, der ihn wenige Wochen später verhaften sollte. *„Es handelte sich um einen Inspektor der Geheimen Staatspolizei mit dem Namen Vortanz, evangelischer Konfession, der in der Josephi-Gemeinde wohnte.“* Die beiden Kapläne hatten gerade ihre wöchentliche Konferenz mit dem Pfarrer. Da erschien Vortanz und brachte eine Liste von Büchern aus der Borromäus-Bücherei, die von der Gestapo einer genaueren Musterung unterzogen worden waren. *„Diese erste Begegnung mit der Gestapo fand wohl in der zweiten Hälfte des April 1941 statt.“*

Am Abend des 28.04.41 war die Gruppenstunde, die ihm zum Verhängnis wurde. Kaplan Dresbach schreibt: *„Dieser Heimabend war nur einer in der langen Kette ähnlicher Veranstaltungen, bei denen Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit in einer Weise geklärt wurden, daß sie den Nazis nicht hätte behagen können.“* Bei diesen Heimabenden war Kaplan Dresbach von der Vorahnung bestimmt, daß die Mädchenjugend vielleicht bald ohne einen Seelsorger sein wird. Er wollte die Mädchen bewußt dafür vorbereiten. Über den Heimabend vom 28.04.41 hat Kaplan Dresbach folgenden Bericht niedergeschrieben: *„In einer Gruppe von 18- bis 25jährigen Mädchen sprach ich — im Rahmen des Jahresthemas, welches lautete: ‚Um der Reinen willen, die sich opfern, rettet Gott ein ganzes Volk‘ — über die Gefahren, die die heutige Zeit und ebenso die Tendenzen des ‚Dritten Reiches‘ heraufbeschworen. Unterlage für die Ausführungen war ein Heft von einem Regierungsmedizinalrat Ferdinand Hoffmann aus Stuttgart, einem überzeugten Nationalsozialisten, mit dem Titel ‚Sittliche Entartung und Geburtenchwund‘. Diese Broschüre war in der Schriftenreihe ‚Politische Biologie‘ erschienen. Am Schluß längerer, gründlicher und praktischer Ausführungen nannte ich, um den Eindruck der Gedanken zu verstärken und die daraus gewonnenen Überzeugungen zu vertiefen, zwei Fakten: 1. einen Erlaß von Himmler, in dem er der SS den Befehl erteilt, um den kriegsbedingten Geburtenrückgang wettzumachen, auch auf außerehelichem Wege für Nachwuchs zu sorgen. 2. Im Generalgouvernement wurden polnische Mädchen von den deutschen Militärbehörden eingezogen, um in Bordellen deutschen Soldaten zur Verfügung*

zu stehen. Im Anschluß an diese Ausführungen wurden die genannten Tatsachen in den großen Gesamtzusammenhang der ganzen nationalsozialistischen Weltanschauung gestellt und eine unzweideutige Stellungnahme vom natürlichen und christlichen Sittengesetz vorgenommen."

Mitte April erfuhr Kaplan Dresbach, daß er in Bälde nach Marienwerder zurückkehren müsse, weil zu erwarten sei, daß sein dortiger Mitkaplan Kutschki zum Militär eingezogen würde. Am 03. Mai - es war das Fest Kreuzauffindung — hielt Kaplan Dresbach seine letzte Gemeinschaftsmesse mit der Jugend. Am Tage darauf, hielt er mit der Jugend eine Marienfeier. Danach fuhr er zusammen mit Martha Preuß, der Haushälterin, nach Marienwerder zurück. Er hat ihr nie vergessen, daß sie ihn später trotz größter Schwierigkeiten vonseiten der Gestapo zweimal im Gefängnis besuchte. Sie ist während seines KZ-Aufenthaltes gestorben.

In Marienwerder sollte er schon bald erfahren, daß auch dort seine Tage gezählt waren. Ein Unteroffizier der dortigen Wehrmachtsbehörde teilte ihm inoffiziell mit, daß er zu denen gehörte, die beim nächsten Termin zum Militär eingezogen würden. In der Vorahnung, daß ihm nicht viel Zeit verbleibe und die ihm Anvertrauten noch mehr auf sich selbst gestellt sein werden, suchte er diese auf eine solche Situation vorzubereiten. Dazu gehörte die Marienfeier vom letzten Mai-sonntag, dem 25. Mai, in der Maria neu als Mutter und Königin erwählt wurde. Was dann geschah verschlug ihm trotz aller Vorbereitung „ein bißchen den Atem". Er berichtet: „Eine von den Getreuen aus Allenstein erschien plötzlich am Dreifaltigkeitssonntag, dem 08. Juni, vor der Kaplanei in Marienwerder und berichtete mir, daß alle Mädchen, die an der oben geschilderten Katechese teilgenommen hatten, von der Gestapo verhört worden waren. Ich konnte mich gleich an den Inhalt jenes Heimabends noch gut erinnern, konnte mir auch denken, was es im Einzelnen gewesen, wofür die Nazis ein besonderes Interesse hatten. Ich erfuhr, daß jedes einzelne Mädchen zur Gestapo geladen, verhört worden, ein Protokoll angefertigt worden war, und daß jedes Mädchen vereidigt wurde, nichts und niemandem von dieser Vorladung und ihrem Inhalt zu sagen. Eine

Schwester eines der Mädchen, die an dem besagten Heimabend gerade nicht teilgenommen hatte, erfuhr auf schriftlichem Wege von allem und wurde gebeten, mich zu benachrichtigen. Und nun war sie heute gekommen und unterrichtete mich von dem Stand der Dinge. Mir selbst war in jener Stunde nicht zum Lachen, als ich das hörte. Ich kam aber dann im Verlauf des Gespräches auf den Gedanken, zu fragen, wann denn wohl das letzte Verhör gewesen sei. Ich erfuhr, daß ca. 3 Wochen verstrichen seien seit dem letzten Verhör. Da seit dieser Zeit die Gestapo bei mir noch nicht aufgetaucht war, meldete sich bei mir der rheinische Leichtsinn und ich sagte mir: Wenn die Polizei in dieser doch schon längeren Zeit noch nichts gegen mich unternommen hat, wird sie diesen Heimabend nicht für erheblich halten.

Im Laufe desselben Nachmittags unterrichtete ich - für alle Fälle - unseren Dekan Pruß von der neuen Lage. Mir war es wichtig, daß - falls in den kommenden Tagen etwas passieren würde - wenigstens einer um die richtigen Zusammenhänge wußte, denn es war zu vermuten, daß im Falle einer Verhaftung verschiedenste Gerüchte auftauchen und kolportiert würden. Zum Skat, der für den Abend in einer Marienwerderer Familie verabredet war, hatte ich keinen Appetit mehr; aber der Dekan drang darauf, daß ich hingehen sollte - vielleicht um mich abzulenken -, und ich bat ihn mitzugehen, was er dann auch tat. Es dauerte dann keine 48 Stunden mehr, bis der ‚Besuch‘ da war. Herrn Vortanz kannte ich sofort wieder, der sich dann auch mit ‚Gestapo‘ vorstellte. Es war ein Zweiter dabei, der nur die Aufgabe hatte, zu begleiten, zu beobachten und den Wagen zu fahren. Herr Vortanz äußerte den Wunsch, mit mir in die Kaplanei gehen zu können. Wir setzten uns also vom Michaelshaus aus in Bewegung, über den langen Gang bis zur Straße. Auf diesem Weg kamen uns schon Schulkinder für die Seelsorgestunden entgegen, und ich fragte Herrn Vortanz, ob die Kinder warten sollten. Darauf äußerte er ein wenig ironisch, die könne ich ruhig nach Hause schicken, denn da würde heute doch nichts mehr daraus. In diesem Augenblick kam eine Ahnung über mich, die mir sagte: ‚Jetzt ist es hier in Marienwerder mit dir zu Ende; das kann nicht ohne Verhaftung abgehen.‘ Es war irgendeine Bestimmtheit in mir, die mir zu sagen

schien: ‚Was du dir an dem Heimabend geleistet hast, kostet dich todsicher die Freiheit.‘

Die Beamten wollten in meine Wohnung. Dort saßen wir zu Dreien um den runden Tisch herum, den ich vor wenigen Tagen geliehen bekommen hatte. Der Gestapomann fragte nach meiner Arbeitsmappe für die Heimabende. In diesem Augenblick fiel mir ein, daß ich nichts getan hatte, um diese Mappe durchzusehen und gefährliche Papiere aus ihr verschwinden zu lassen. Die Durchsicht holte die Gestapo jetzt um so gründlicher nach. Gleich oben drauf lag ein Hirtenbrief der deutschen Bischöfe gegen den russischen Bolschewismus, was Vortanz zu der damals schon fast unzutreffenden Bemerkung veranlaßte: ‚Der ist unzeitgemäß!‘ (Wir standen damals 12 Tage vor dem Ausbruch des Krieges gegen Rußland!) Beim weiteren Durchmustern tauchte eine Abschrift des erwähnten Himmler-Erlasses auf. Der wurde sofort konfisziert, nachdem genau festgestellt worden war, aus welchem Buch diese Abschrift entnommen war. Das in Frage kommende Buch war der Gestapo unbekannt, ebenso der Erlaß!

In der Mappe kam nun die Reihe an einige Vorträge und getippte Berichte aus unserer Schönstattwelt. Es war darunter auch die Schilderung einer Feier, welche die Gestapo sicher als eine verkappte politische Aktion aufgefaßt hätte, was ja für die Nazis ein besonders schwerwiegender Tatbestand gewesen wäre. Es handelte sich bei den maschinengetippten Blättern um einen Bericht über die Bannerweihe des Reichsbanners der Schönstatt-Mädchenjugend in Schönstatt. Damals war eigens gesagt worden, niemand dürfe mitschreiben und erst recht dürfe nichts vervielfältigt werden. Es war aber sowohl mitgeschrieben als auch vervielfältigt worden. Und nun lag der Bericht offen vor den Augen des Gestapomannes. Als er dieses Textes ansichtig wurde, fragte er: ‚Was ist das hier?‘ Ich sagte: ‚Das sind Ausführungen über die Marienverehrung!‘ Er blätterte sofort weiter, ohne auch nur eine Zeile in diesem Bericht gelesen zu haben.

Bei der sich an das lange Verhör anschließenden Hausdurchsuchung fügte es sich, daß verschiedene Umstände zusammenkamen und praktisch aus der Durchsuchung nichts wurde. Vortanz war nämlich

von Allenstein her mit Familie Preuß gut bekannt, und da er gehört hatte, daß ich in der Wohnung des Kaplan Preuß hauste — eben weil ich ihn zu vertreten hatte —, darum scheute er sich, alles zu durchsuchen. So vermutete er auch in den Büchern, mit denen ein Regal ganz gefüllt war, und die alle mir gehörten, Preuß'sches Eigentum. Deswegen beschränkte er sich darauf, sich vor dem Gestell aufzupflanzen und mich zu fragen, ob auch Bücher davon mir gehörten. Ich tat so, als wenn ich die paar Bücher, die mir gehörten, noch ein bißchen suchen müßte und zog zwei oder drei Bücher heraus, die ich ihm zeigte, mit denen er aber nichts anfangen konnte. Damit war auch diese Aktion beendet.

Vortanz setzte sich an den Schreibtisch, öffnete die Schublade, in deren Vordergrund die Post gestapelt lag, die vorher durchzusehen ich vernachlässigt hatte. Wiederum in der Vermutung, daß es sich um Preuß'sche ‚Liegenschaften‘ handle, befahl er mir, den einen oder anderen Brief, den er herauszog, zu öffnen und den Inhalt jeweils anzugeben. Er hatte aber Pech und zog den einen oder anderen Brief, mit dessen Inhalt er nichts anfangen konnte.

Während die Gestapobeamten mit mir in dem Zimmer waren, kehrte Fräulein Preuß aus Allenstein zurück, wo man den Geburtstag des Vaters gefeiert hatte. Ich sehe noch, wie die Tür aufgeht und sie froh und strahlend hereinkommt, und dann auf den ersten Blick Herrn Vortanz sieht, den sie kannte und von dem sie wußte, wer er war. Ich sehe noch, wie sich ihr Gesicht veränderte, und während Herr Vortanz aufsteht, um sie zu begrüßen, geht sie an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten, und verschwindet im anschließenden Zimmer. Sie hatte mich in früheren Tagen schon manchmal nach dieser oder jener Predigt beschworen und mir geraten, mich doch mehr in acht zu nehmen, damit ich nicht eines Tages verhaftet würde. Nun sah sie, daß ich mich gerade in dieser Situation befand. Bald danach erging an mich die Aufforderung, ich solle die beiden Gestapoleute zum Regierungsgebäude begleiten. Ich konnte mir nicht ausdenken, was ich dort tun sollte. Auf dem Weg zerbrach ich mir vergeblich den Kopf über diese Frage. Manche Leute in Marienwerder, die mich gekannt haben, dachten vielleicht, als sie mich zwischen diesen beiden Herren

gleichsam spazieren gehen sahen: ‚Der hat es gut, der kann mitten in der Arbeitszeit Spaziergänge machen.‘ Sie ahnten aber nicht, von wem ich begleitet wurde.

Bei der Regierung angelangt, verschwanden wir hinter einer vergitterten Tür der Abteilung ‚Staatspolizei‘. Auf einem Flur ließ man mich auf einer Bank eine zeitlang warten. In der Erinnerung an Berichte von anderen Verhören tauchten Bilder von Mißhandlungen in mir auf und du, oh Mutter, hast es zugelassen, daß das Herz ein wenig in der Befürchtung erbebte, es könnte mir nun auch so ergehen. Das Herz aber versuchte immer wieder erneut, sein Fiat zu sprechen. Nach kurzer Zeit, die mir jedoch sehr lang vorkam, wurde ich in einen großen Büroraum gerufen. Inmitten des Raumes sollte ich mich neben einen kleinen Schreibmaschinentisch setzen, dessen Maschine von einer jungen Dame bedient wurde. Nun bekam ich schnell Antwort auf meine Frage, wozu wir hierher gekommen seien. Es wurde mir klar, daß nun ein Protokoll aufgenommen werden sollte. Bei der Abfassung des Protokolls gab Vortanz mir viel Gelegenheit, selbst zu formulieren. Ich stellte mich aber mit und ohne Absicht recht dumm und schwerfällig dabei an, denn ich hatte das Bestreben, mich selbst mit keinem Wort belasten zu wollen. Und ‚in jener Stunde wird euch eingegeben werden, was ihr reden sollt‘, so hatte Dein Sohn uns vorher für alle Gestapoverhöre der Kirchengeschichte vorbereitet. Vortanz hatte die Protokolle der Allensteiner Mädchen vor sich liegen. Er schien mit ihnen, bis auf eines, nichts anfangen zu können. Aus diesem einen entnahm er die Behauptung, ich hätte mich bei der Erzählung von den Vorkommnissen im Generalgouvernement des Ausdrucks bedient, die Mädchen seien von den Soldaten als Spielzeug benutzt worden. Darauf meine Antwort: ‚Ich kann mich zwar nicht entsinnen und es kommt mir auch unwahrscheinlich vor, diese Redewendung gebraucht zu haben. Ob ich sie aber benutzt habe oder nicht, sie würde in jedem Falle zurecht bestehen.‘ Diese meine Erklärung war dem Gestapomann sehr willkommen, und man merkte ihm das Vergnügen an, mit dem er diesen Ausspruch in die Maschine diktierte. An einer anderen Stelle glaubte Vortanz bemerken zu müssen, was ich den Mädchen vorgetragen habe, sei eine überalterte Auffassung der Kirche, die vielleicht einmal vor vielen

Jahrhunderten gegolten habe, heute aber als rückständig abgelehnt werden müsse. Darauf wurde ich laut und verbat mir diese Unsachlichkeit und diesen Angriff auf eine Institution, mit der das ‚Dritte Reich‘ feierlich einen Vertrag geschlossen und der kirchlichen Lehrverkündigung seinen Schutz zugebilligt habe. Als Antwort begnügte sich der Beamte nur mit einem Lächeln und einer Wiederholung seines Ausspruchs. Es fiel in dieser Zeit auch der Ausdruck, daß ich mich ‚unwahrer Behauptungen tatsächlicher Art‘ schuldig gemacht habe, die wahrscheinlich durch den sogenannten Kanzelparagraphen bestraft würden.

Ich kam mir wie von wilden Tieren umlagert vor, denn nach und nach fanden sich mehrere Gestapoleute ein, die an den Wänden standen oder auf den Fensterbänken herumsaßen und mit Interesse der Verhandlung gegen einen Geistlichen beiwohnten. Der andere Gestapomann saß an der Seite und beobachtete mich unaufhörlich, griff aber nicht in die Verhandlungen ein. Nur einmal wurde einer der beiden ungeduldig über mein Zögern bei der Formulierung. Ich meine jedoch, mich entsinnen zu können, daß ich mich daran nicht gestört habe. Über all diesen Verhandlungen waren etliche Stunden vergangen. Als die Aufnahme des Protokolls beendet, dasselbe vorgelesen und unterschrieben war, mochte es gegen 18 Uhr gewesen sein. Ich habe das Protokoll unterschrieben, weil ich mir sagte: ‚Der Inhalt entspricht der Wahrheit.‘

Nach dem Unterschreiben folgte ein Augenblick, den ich dir, oh Mutter, nie in meinem ganzen Leben vergessen darf und werde: Unter allgemeinem Schweigen gab Vortanz mir folgende Erklärung ab: ‚Ich habe Ihnen die Eröffnung zu machen, daß Sie hiermit festgenommen sind!‘ Die Runde der Beamten schaut mit einiger Erwartung auf mich, um meine Reaktion auf diese Erklärung zu beobachten.

In diesem einzigartigen Augenblick schaute ich vor mich hin, und Du, oh Mutter, gabst mir die unfaßliche Gnade, Dir zu sagen: ‚Ich danke Dir für diese Auszeichnung, für Dich und Deine Kinder und Dein Schönstattreich in den Kerker gehen zu dürfen.‘ Dann sah ich

zu dem Gestapomann auf, der in diesem Moment seinen Plan schon fertig hatte, mich in das Konzentrationslager zu bringen und damit für immer aus der Volksgemeinschaft auszumerzen und dem sicheren Tode auszuliefern. Mit einer Lüge fuhr er fort: ‚Sie müssen mit nach Allenstein fahren. Ich werde Ihnen Gelegenheit geben, sich vor meinem Chef zu rechtfertigen (oder zu verantworten?).‘ Dieser Fuchs wußte genau, daß es niemals in Frage kommt, daß ein politischer Gefangener bei einer Gestapostelle Gelegenheit hat, sich rechtfertigen zu können. Dann fügte er hinzu: ‚Der Herr Sowieso‘ - das war der andere Gestapomann — ‚fährt Sie nach Hause. Dann gehen Sie zum Herrn Dekan und sagen ihm nur, daß Sie mit nach Allenstein müssen, um in den nächsten Tagen der Gestapo dort zur Verfügung zu stehen. Sonst sprechen Sie kein Wort mit ihm und auch nicht mit Fräulein Preuß. Dann gehen Sie in die Kaplanei, kleiden sich um und nehmen eine zweite Garnitur Wäsche mit, denn es kann einige Tage dauern.‘ Ich fragte ihn sofort, ob ich auch mein Brevier mitnehmen könne, was er nach einigem Zögern bejahte. Das ermunterte mich und ich dachte bei mir: ‚Was könnte ich sonst noch mitnehmen?‘ Und es fiel mir das Missale ein, nach dem ich auch fragte. Er wurde unschlüssig und fragte mich: ‚Was ist das?‘ Ich erklärte ihm, das sei ein Meßbuch, das ich gern dabei hätte. Nach einigen zögernden Augenblicken sagte er: ‚Ja, das dürfen Sie noch mitnehmen, aber sonst kein Buch mehr.‘ Die Tatsache aber, daß ich diese beiden Bücher mitnehmen durfte, ist überaus dankenswert dem Himmel gegenüber. Was das ‚Umkleiden‘ betraf, so stand gleich mein Plan fest: Nur die Soutanelle mit einer schwarzen Joppe zu vertauschen und im übrigen meine geistliche Kleidung anzubehalten, denn — so sagte ich mir — wenn man schon die Stirn hat, einen Priester zu verhaften, dann hat man keinen Laien verhaftet.

Wir fuhren also zum Herrn Dekan. Zum letzten Mal in meinem Leben betrat ich dessen Arbeitszimmer. Der begleitende Gestapomann blieb im offenen Türrahmen stehen. Der Dekan, der inzwischen von Fräulein Preuß über die Vorgänge unterrichtet worden war, stand von seinem Schreibtisch auf und kam mir ein paar Schritte entgegen. Ich sagte laut und vernehmlich mein Sprüchlein und gab ihm mit leisen Worten zu verstehen, daß ich verhaftet sei. Er war so erschüttert,

daß er nur sagen konnte, während er die Arme ausbreitete: ‚Nicht doch Kinder...‘ Ich bat ihn um seinen Segen und kniete mich nieder, was den Gestapomann ärgerte und laut zur Eile drängen ließ. Dann gingen wir hinüber in die Kaplanei. Fräulein Preuß, die meine Rückkehr unter Furcht und Tränen erwartet hatte, sagte ich denselben Spruch und verschwand im Schlafzimmer auf der ersten Etage, um mich umzuziehen und das Notwendigste einzupacken. Währenddessen steht mein ‚Schutzengel‘ vor der Tür und wartet. In meinem Arbeitszimmer konnte ich noch unbemerkt aus einem Buch ein Bildchen vom Innern des Heiligtums von Schönstatt in das Brevier hineinschmuggeln. Dann aber drängte es sehr mein Herz, und in Eile nahm ich von Fräulein Preuß Abschied. In diesem Augenblick kann auch ich meine empfindungsmäßige Erschütterung nicht verbergen. Auf der Straße angekommen, wird mir der herrliche Gedanke eingegeben, den Beamten zu bitten, noch eine Minute in die Kirche gehen zu dürfen. Er zögerte zuerst und fragte dann, ob ich dort jemand sprechen wolle - der arme Kerl -, und dann gibt er mir tatsächlich die Erlaubnis. Mit fliegenden Schritten eile ich in unser Gotteshaus, um zu danken und mich und alle die Meinen Deinem mütterlichen Schutz zu empfehlen, als der Beamte auch schon hinter mir ist und zur Eile drängt. In das Auto eingestiegen, sehe ich Fräulein Preuß hinter der Gardine stehen und weinen. Während ich noch Gelegenheit habe, nach allen Seiten Segen zu erteilen, jagen wir davon. Es geht noch einmal zur Regierung, um Vortanz abzuholen, und dann fahren wir zur Königsbergerstraße aus Marienwerder hinaus. Die Beiden sitzen vorne im offenen Wagen, ich im Fond. Der Innenspiegel ist so eingestellt, daß der Fahrer mich im Auge behalten kann - und ich ihn.

‘Nanu’, denke ich, ‚hat man dich schon wieder belogen? Man fährt doch nicht nach Allenstein, sondern in eine ganz andere Richtung.‘ Aber in dem Augenblick bemerkten die Beamten selbst ihren Irrtum, und niemand anderer als ich zeige ihnen nun den rechten Weg. Wir müssen nämlich nach Marienwerder zurück, in die Hindenburgstraße einbiegen und dann hinaus in Richtung Allenstein fahren. Beim Hinausfahren aus der Stadt sehe ich noch ein Schulkind, das ich von der Seelsorgestunde her gut kenne. Dann verlassen wir

Marienwerder. Es versinkt gleichsam hinter uns. Ich habe Gelegenheit, mich noch ein letztes Mal umzudrehen im offenen Wagen, die Stadt in ihrer ganzen Breite liegen zu sehen, sie mit Segen zu überschütten und dann nach vorne zu schauen einer neuen Welt entgegen, die nur Grauen und Untergang kennt, einer Hölle hier auf Erden, mit Worten nicht zu beschreiben. Aber wir fahren auch im fliegenden Tempo einer neuen Herrlichkeit entgegen, von der mein geschlagenes und doch wunderbar aufgerichtetes Herz noch keine Ahnung hat.

Aus dem Dämmer des Abends schwebt das Tannenbergdenkmal bis in unsere Nähe, um dann wieder zurückzusinken in die Nacht hinter uns. Bald darauf — es mag nach 21 Uhr gewesen sein — hält der Wagen an der mir nun schon bekannten roten Backsteinmauer des Allensteiner Gerichtsgefängnisses. Vortanz steigt aus und bedeutet mir, sitzenzubleiben. Er schellt und klopft, aber von drinnen macht sich niemand bemerkbar. Das Tor bleibt verschlossen. Mein törichtes Herz kletterte sofort an einem Grashalm von Hoffnung herauf und wollte einfach nicht wahrhaben, daß diese Partie 1: 0 gegen mich enden müsse. Damit öffnete sich auch schon das Tor, und ich wurde eingeladen durch einen Wink, aus dem Auto zu steigen und den Gefängnishof zu betreten. Ich ging gemessenen Schrittes über den Gefängnishof, während sich das Tor zur Straße hinter mir schloß. Ein paar Stufen hinauf ging ich in das Gefängnisgebäude. Noch wenige Sekunden und die erste und die zweite und die dritte vergitterte Türe schloß sich hinter mir.

Mir wurde bedeutet, in einem schon fast dunklen, breiten Gang vor der letzten Tür stehenzubleiben, die in den eigentlichen Gefängnisraum hineinführte. Es war eine Eisentür. Währenddessen verschwindet Vortanz mit dem nachtwacheschiebenden Oberwachtmeister in einem Seitenzimmer. Ich finde mich in diesem breiten, dunklen Gang allein. In diesem Augenblick war es mir, als sei ich jetzt 100 Jahre und einen Mond weit von den Meinen entfernt. Ich erlebte eine innere Einsamkeit, wie ich sie noch nie in meinem Leben gespürt hatte. Nach kurzer Zeit geht vor mir die letzte große Tür ‚auf‘, und es kommt ein breitschultriger, hochgewachsener Hilfspolizist näher an mich heran. Nachdem er die Tür hinter sich

geschlossen hat, beugt er sich zu mir etwas herab, so daß ich mir im Augenblick wie ein kleines Kind vorkomme, und sagt dann leise: ‚Ach, Herr Kaplanche, Sie hat man verhaftet!?’ Dieses Wort drang wie selten eines in mein Innerstes und es war mir, als habe es die ewige Liebe selbst zu mir gesagt. Es hat wohl nie in meinem Leben ein Wort gegeben, das mir so warm und heilend in die wunde Seele ein-drang. Wir beide sind von da an gute Freunde geworden.

Man hörte im Nebenzimmer ein Geraune der beiden Männer und schließlich kann ich verstehen, daß Vortanz sagt: ‚Ohne jede Vergünstigung.’ Ach, ich meine, es sei Grund genug vorhanden gewesen, recht gespannt zu sein auf alles, was nunmehr bevorstand. Die Zimmertür geht auf und Vortanz verschwindet durch den Gang des Gefängnisses hinaus auf die Straße. Nun werde ich in das Zimmer hin-eingerufen, eine richtige geschmacklose preußische Bürokratenstube. Die Ta-schen muß ich leermachen. Ich ziehe das Taschentuch heraus und der Beamte sagt: ‚Das können Sie behalten’. Also tat ich es wieder in die Hosentasche zurück. Er hatte an meiner Hose eine Uhrkette hängen sehen mit einer großen Mta-Medaille daran und meinte, das sei eine Uhr. Er sagte: ‚Die Uhr müssen Sie abge-ben.’ Ich antwortete: ‚Das ist keine Uhr, sondern nur eine Kette.’ Er: ‚Ist egal, müssen sie abgeben.’ Ich gebe ihm die Kette, die noch ein Andenken an meinen im Krieg gefallenen Vater war, mit der Mta-Medaille ab. Diese Medaille hatte ich bei der Theologen-Bundesweihe im Urheiligtum bekommen. Ich habe sie nie mehr wiedergesehen. In einer Tasche hatte ich noch ein Portemonnaie. Er fragte, wieviel darin sei. Ich machte es auf und zählte: 7,02 Mark. Er sagte: ‚Das müssen Sie abgeben, das bekommen Sie bei der Entlassung zurück.’ Wie komisch sich das Wort Entlassung anhörte. Ob es jemals so etwas für mich geben wird? Dann sag-te er zu mir: ‚Haben Sie sonst noch etwas in der Tasche?’ Ich überlege: Meine Armbanduhr, nach der hat er nicht gefragt, die gebe ich also nicht ab. Ich greife in meine innere Rocktasche und fühle meinen Füllfederhalter. Da kommt mir der Gedanke: Der befindet sich ja nicht in, sondern der hängt an der Tasche. Er beo-bachtet mich und fragt: ‚Haben Sie noch etwas in den Taschen?’ Ich antworte: ‚Nein.’ So konnte ich sowohl die Armbanduhr wie auch den Füllfederhalter behal-ten. Er sagte: ‚Nun, dann

ist es gut.' Ich durfte auch meine eigene Kleidung anbehalten und brauchte nicht Gefängniskleidung zu tragen. Nun sagte der Beamte in einem nicht unfreundlichen Ton: ‚Dann kommen Sie mit.‘ Mein Hilfswachtmeister mußte zuerst den Polizeihund wegbringen, der nachts im großen Gefängnisraum herumläuft und Wache schiebt. Dann erst konnte sich für mich die letzte Tür in den eigentlichen Gefängnisraum auf tun. Wir gehen Schritt für Schritt durch den matterleuchteten, gespensterhaften, sehr hohen Raum, dessen Ende sich im Grenzenlosen zu verlieren scheint. Zum erstenmal höre ich den Bund mit den langen Schlüsseln rappeln, Riegel werden zurückgestoßen, ein Schloß dreht sich krachend auf und -- nun ist der Weg offen in eine Gefängniszelle. Der Beamte geht voraus in die Zelle hinein, löst eine Kette von der Wand, und im letzten Schimmer des untergehenden Tages klappt er das Bett herunter, wie um mir zu sagen: ‚Da können Sie sich ausruhen.‘ Diese Bewegung war nicht ohne Teilnahme. Auf seine Aufforderung hin tue ich zwei Schritte und bin in der Zelle. Dann geht er hinaus und während dem sagte er zu mir: ‚Morgen kommen sie in eine etwas größere Zelle.‘ Dann schließt er die Tür hinter sich. Der große Schlüssel dreht sich mehrmals im Schloß herum, zwei lange Riegel werden vorgeschoben und dann höre ich, wie sich seine Schritte entfernen.“